



DENKMALPFLEGE IN BADEN - WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DES LANDESDENKMALAMTES

20. JAHRGANG
JULI - SEPT. 1991



Uwe Gross: Vom Versuch, einen tönernen Kochkessel nachzuahmen

In einem der letzten Hefte dieser Zeitschrift (Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Nachrichtenblatt des Landesdenkmalamtes 19, 1990, S. 180–183) konnte über das Fragment einer Metallschüssel des ausgehenden Hoch- und beginnenden Spätmittelalters berichtet werden. Es wurde in diesem Zusammenhang deutlich auf die verschiedenen Möglichkeiten der Wiederverwendung beschädigter Stücke hingewiesen, aus der sich die Seltenheit solcher Gefäße im heutigen archäologischen Fundstoff erklärt. Hier soll nun anhand eines Fundes aus der Wüstung Wülfigen bei Forchtenberg am Kocher, Hohenlohekreis, gezeigt werden, welche Anstrengungen man im Frühmittelalter unternahm, um nicht nur Gefäße aus wertvollem Metall durch billigere aus Keramik zu ersetzen, sondern um sogar deren eiserne Aufhängeketten durch schlichte Stricke oder Schnüre zu substituieren.

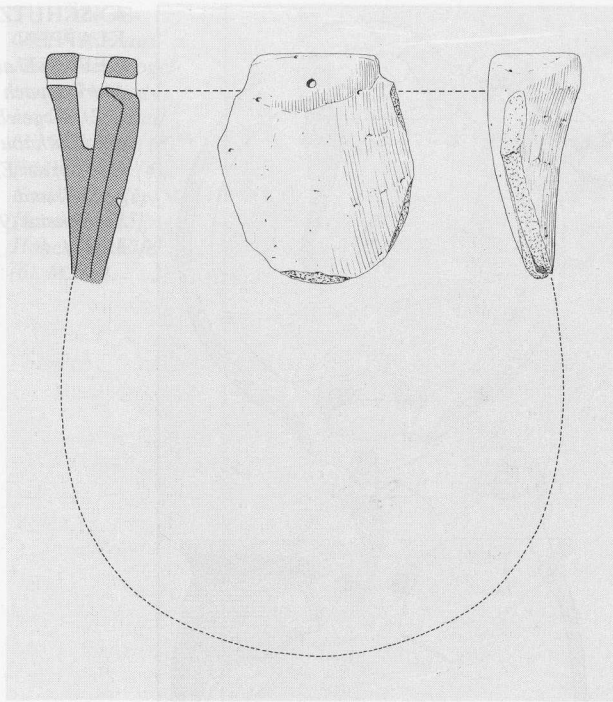
Die vom Straßenbau veranlaßten Grabungen der Jahre 1966 und 1967 in der abgegangenen Siedlung Wülfigen lieferten ein sehr reichhaltiges Fundgut von der Urnenfelderzeit bis ins ausklingende Hochmittelalter. Das hier vorgestellte, bisher unpublizierte Fragment kam bei Materialvergleichen zum Vorschein, die der Verfasser im Rahmen eines DFG-Projektes zur Erforschung der mittelalterlichen Keramik in Württembergisch-Franken anstellte.

Auf den ersten Blick könnte man das Stück (Abb. 1 u. 2), das aufgrund seiner Beschaffenheit zur Wülfiger

„nachgedrehten Keramik, Gruppe B“ des 8./9. Jahrhunderts zählt, für die Griffstütze eines flachen, pfannenartigen Behälters halten. Hohle Griffe sind nämlich keineswegs auf die kleinen Dreibeinpfännchen beschränkt, die in den Landschaften südlich des Mains im 13. Jahrhundert als spezielle Kochgefäße erstmals auftreten. Aus Bayern und Hessen gibt es Hinweise darauf, daß flachbodige Tüllengriffgefäße zumindest vereinzelt schon seit der Karolingerzeit verwendet wurden. Der Versuch, die ursprüngliche Stellung der Scherbe am Gefäß zu ermitteln, verriet schnell, daß in diesem Falle kein Griff der beschriebenen Art vorliegen konnte. Der Querschnitt der vermeintlichen Tülle, welche die ehemalige Gefäßwandung nur wenig überragt, ist oval; sie war daher nicht zur Aufnahme eines hölzernen Stiels (des eigentlichen Griffes) geeignet. Die Umschau in der Literatur erbrachte, daß man es hier mit der nicht ganz gelungenen Nachahmung eines sogenannten Schutzklappengefäßes zu tun hat. Diesen Gefäßtyp kennt man bisher nur aus weit von Wülfigen entfernten Regionen (Mitteldeutschland, Nord- und Ostseeküstenbereich, Südosteuropa). Die nicht vollendete Durchbrechung der Gefäßwandung von der Innenseite her erlaubte kein Hindurchführen eines Aufhängestrickes, wie das ursprünglich angestrebt war. (Abb. 3). Bei den richtigen Schutzklappengefäßen sollte die brennbare Aufhängung aus organischem Material (Strick) auf der Außenseite durch die „Tülle“ möglichst weitgehend gegen Feuer geschützt werden. Dem in der Herstellung sol-

1 SCHUTZKLAPPENGEFÄSS aus Wülfigen, Innenseite (links) und Außenseite (rechts).





2 REKONSTRUKTION des Gefäßes (H. Fragment 9,5 cm).

cher Kessel wohl ungeübten Wülfinger Töpfer erschien die Durchbohrung der Gefäßinnenseite auf die notwendige Größe aber zweifellos zu gefährlich, daher brach er die Durchlochung vor der Vollendung ab. Stattdessen versuchte er, die Halterung durch eine Querperforation der „Tülle“ zu ermöglichen. Aber auch dies scheint nur teilweise geglückt zu sein, da nur das Loch auf der Innenseite die für einen Strick geeignete Größe besitzt.

Durch die ovale Ausformung der Öffnung sind zwei Fragmente aus dem thüringischen Markvippach (Abb. 4, 1–2) dem Wülfinger Fund nahe verwandt. Bei den Exemplaren aus dem frühmittelalterlichen Handelsplatz Haithabu an der Schlei bei Schleswig (Abb. 4, 4–6) und auch an einigen weiteren mittel- und norddeutschen Parallelen (Abb. 4, 3.8) treten stärker über den Gefäßrand hochgezogene Schutzklappen oder Ränder auf. Wie die seltenen besser erhaltenen Exemplare beweisen (Abb. 4, 3.7–9), muß die Gesamtform der Gefäße kugelig oder sackförmig gewesen sein, der Boden war zumeist gerundet.

Mit diesen Schutzklappengefäßen treten uns die Gegenstücke zu den viel kostbareren Metallkesseln des frühen Mittelalters entgegen, die der Archäologe bis auf die wenigen Ausnahmen in reichen merowingerzeitlichen Gräbern des 6./7. Jahrhunderts (in Baden-Württemberg z. B. das Grab der Dame von Donzdorf oder das Helmgrab von Gammertingen) kaum einmal fassen kann.

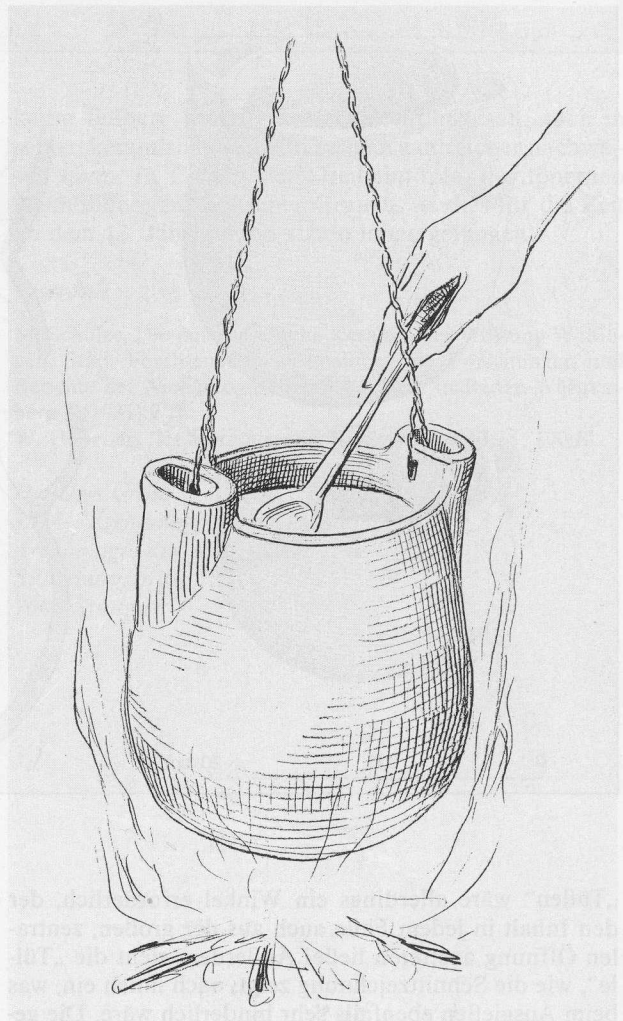
Bei der Schlichtheit der Konstruktion und der einfachen Herstellbarkeit wäre es verwunderlich, wenn sich in ganz Süddeutschland keine Parallelen zu dem Wülfinger Fragment ausfindig machen ließen. Zwar gibt es aus Fundorten südlich des Mains bislang keine Entsprechungen zu der ovalen Schutzklappe. Aber es sind doch einige funktionsgleiche, wenn auch etwas abweichend konstruierte Gefäße und Gefäßfragmente zu nennen. Die längs auf den Gefäßrand aufgesetzten, engen Ösenhenkel hat man nämlich gleichfalls als Aufhängevorrichtungen zu verstehen. Solche Bildungen

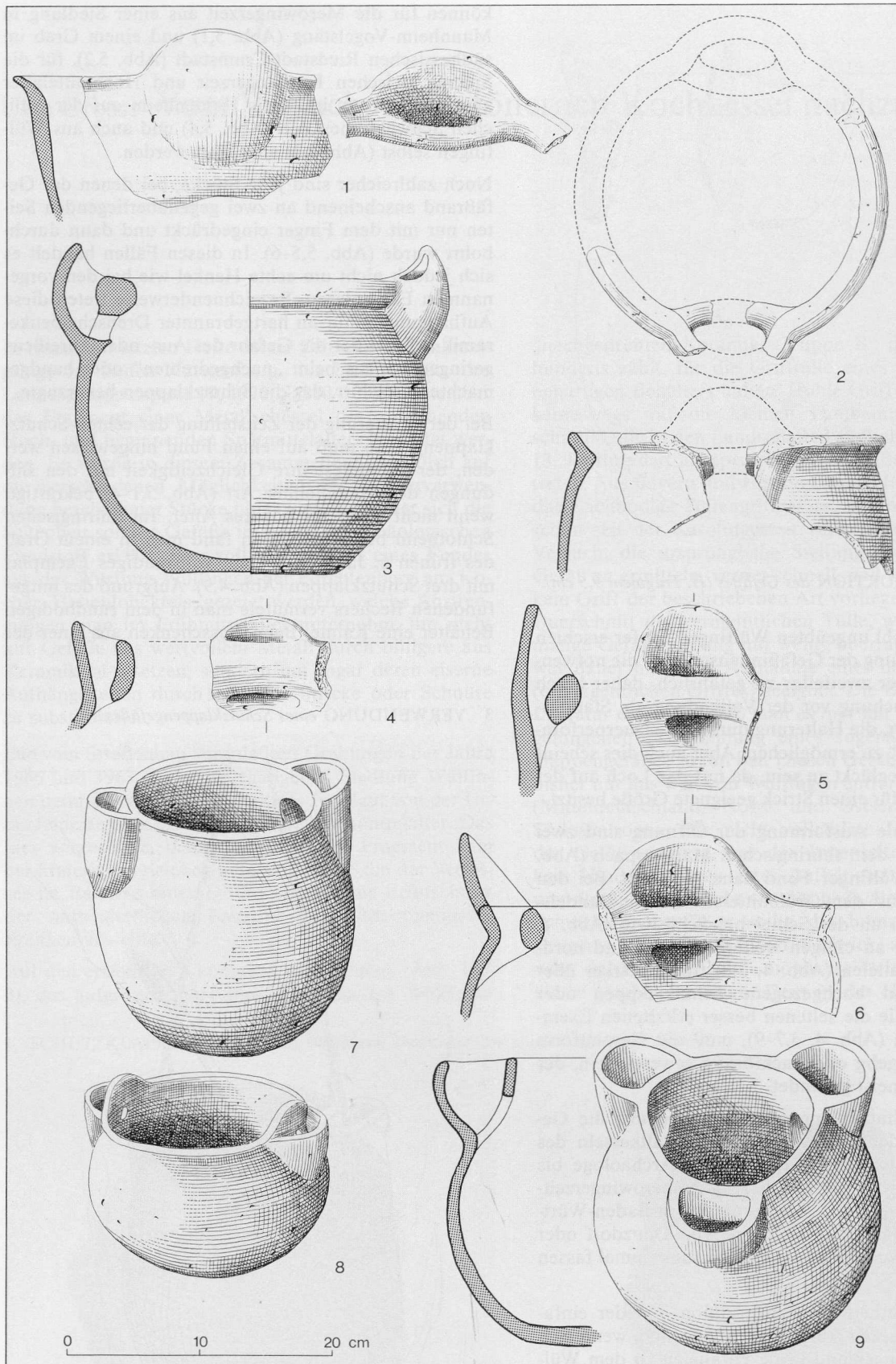
können für die Merowingerzeit aus einer Siedlung in Mannheim-Vogelstang (Abb. 5,1) und einem Grab im südhessischen Riedstadt-Crumstadt (Abb. 5,2), für die Spanne zwischen Karolingerzeit und Hochmittelalter aus Königsbronn im Kreis Heidenheim auf der östlichen Schwäbischen Alb (Abb. 5,4) und auch aus Wülfingen selbst (Abb. 5,3) angeführt werden.

Noch zahlreicher sind jene Stücke, bei denen der Gefäßrand anscheinend an zwei gegenüberliegenden Seiten nur mit dem Finger eingedrückt und dann durchbohrt wurde (Abb. 5,5–6). In diesen Fällen handelt es sich jedoch nicht um echte Henkel wie bei den vorgenannten Exemplaren. Bezeichnenderweise treten diese Aufhängungen nur an hartgebrannter Drehscheibenkeramik auf, bei der die Gefahr des Aus- oder Abreißen geringer war als beim „nachgedrehten“ oder handgemachten Geschirr, das die Schutzklappen bevorzugte.

Bei der Erörterung der Zeitstellung der echten Schutzklappengefäße muß auf einen Fund hingewiesen werden, der zumindest ihre Gleichzeitigkeit mit den Bildungen der Mannheimer Art (Abb. 5,1–4) bekräftigt, wenn nicht sogar ihr höheres Alter. Im thüringischen Schlotheim bei Mühlhausen fand man in einem Grab des frühen 6. Jahrhundert ein vollständiges Exemplar mit drei Schutzklappen (Abb. 4,9). Aufgrund des mitgefundenen Bechers vermutete man in dem rundbodigen Behälter eine Kanne. Beim Ausschneken aus einer der

3 VERWENDUNG eines Schutzklappengefäßes.



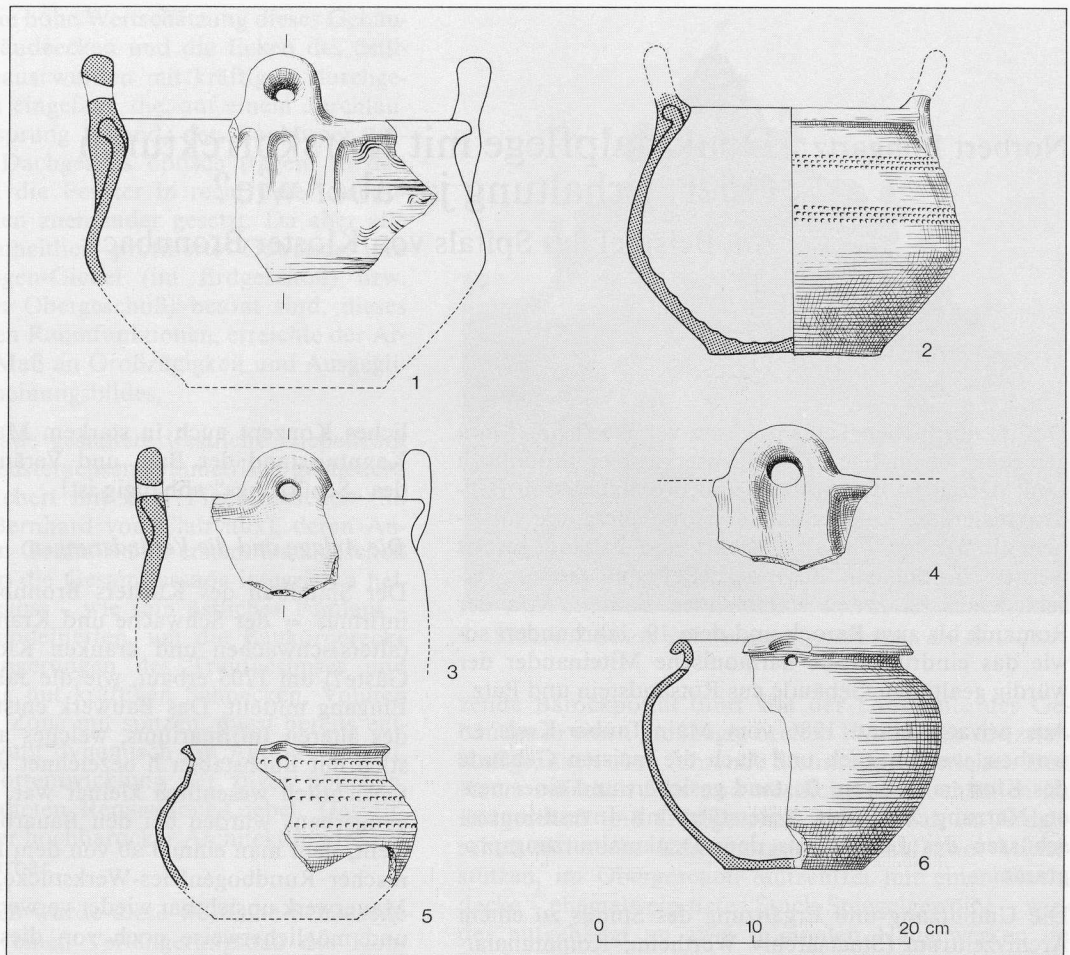


4 SCHUTZ-
KLAPPEN-
GEFÄSSE aus
Markvippach
(1.2), Wegeleben
(3), Haithabu
(4-6), Wurt Ezin-
ge (7.8) und
Schlotheim (9).
M. 1:4.

„Tüllen“ wäre allerdings ein Winkel erforderlich, der den Inhalt in jedem Falle auch aus der großen, zentralen Öffnung austreten ließe! Außerdem zieht die „Tülle“, wie die Schnittzeichnung zeigt, nach innen ein, was beim Ausgießen ebenfalls sehr hinderlich wäre. Die ge-

samte Konstruktion einschließlich des rundlichen Bodens spricht also weit eher dafür, daß wir hier in diesem keineswegs reich ausgestatteten Frauengrab die älteste frühmittelalterliche Ausführung eines irdenen Kochessels vor uns haben.

5 HÄNGE-
GEFÄSSE aus
Mannheim-Vogel-
stang (1), Ried-
stadt-Crumstadt
(2), Wülfigen (3),
Königsbronn (4),
Ensisheim, dép.
Haut-Rhin (5),
Hohenfels/Eifel
(6). M. 1:4.



Das Schlotheimer Beispiel zeigt zum einen, daß man auch mit Schutzklappen zu rechnen hat, die nicht gegenständig angeordnet waren (die „Dreipunktaufhängung“ garantierte zwar größere Sicherheit gegen das Kippen des hängenden Gefäßes, dürfte dafür aber beim Hantieren während des Kochvorganges stärker gestört haben). Es unterstreicht weiter, daß zumindest den Thüringern tönernen Hängekessel seit dem 6. Jahrhundert bekannt waren. Nicht zuletzt lehrt es, daß die zerscherbten Funde von „Tüllen“ in Siedlungszusammenhängen keineswegs immer mit Kannen in Verbindung gebracht werden müssen. Die genaue Beachtung der Eigenheiten der Schutzklappen sowie eine umfassende und detaillierte zeichnerische Wiedergabe von Keramikfunden aus Grabungen wird künftig hoffentlich dazu führen, daß man mit dem Kochkessel einen wichtigen Bestandteil des früh- und hochmittelalterlichen Hausrates, den man bisher allein auf das archäologisch

kaum faßbare Metallgeschirr beschränkt sah, auch in seinen keramischen Ausführungen zahlreicher nachweisen kann. In Gestalt der Dreibeintöpfe, der tönernen Nachbildungen bronzener Grapen, ist dies für die Zeit ab dem 13. Jahrhundert schon lange gelungen.

Literatur

M. Schulze, Die mittelalterliche Keramik der Wüstung Wülfigen, Stadt Forchtenberg, Hohenlohekreis. Forschungen und Berichte der Archäologie des Mittelalters in Baden-Württemberg 7 (1981) 7 ff.

W. Hübener, Die Keramik von Haithabu (1959) 28; 100 ff.

Dr. Uwe Gross
LDA · Archäologische Denkmalpflege
Archäologie des Mittelalters
Silberburgstraße 193
7000 Stuttgart 1